

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Der neugierige Donisl

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Blick nicht täuscht — richtig! Das Uebel sitzt ja tiefer! Wir sind diese Tage über im Essen etwas unvorsichtig gewesen. Nur nicht leugnen! Diese schwellenden Adern verraten etwas wie Gänseleber- oder Trüffelpastete, mit Rheinwein oder Champagner, dieser blaßgelbe Teint zeugt deutlich für Magenkrampf!

Also: einige Tage Fasten und gehörige Körperbewegung; wenn's nicht besser wird, eine Woche auf das Land und den Temperenzlern Konkurrenz gemacht!"

Eines Tages jedoch hatten wir einen kleinen Wortwechsel; es ist nicht so lange her.

Ich wollte an ihm vorbeigehen — denn ich hatte Eile — und sah ihm nur flüchtig ins Gesicht; da hielt er mich plötzlich am Arm: „Weißt du auch, lieber Freund, daß dein Haar anfängt grau zu werden?“

„Warum nicht gar! in meinem Alter!“

„Je nun, ich wollte dir nur eine Andeutung machen —“

„Mit welcher du mich hättest verschonen können.“

„Das hindert nicht, daß ich über deiner Schläfe hier ein untadeliges weißes Haar bemerke. Ich mache dich darauf aufmerksam, damit du dich vorbereiten kannst, gewissen jugendlichen Ansprüchen zu entsagen, welche dich leicht lächerlich machen könnten.“

„Du wirst nachgerade langweilig!“

„Es thut mir in der Seele leid!“

„Was? Steht es so? Wohlan denn. . .“ Hätte er mir das Wort weiter gelassen, so wären wir geschiedene Leute geworden. Aber er, ohne sich zu erhitzen, fuhr fort: „Also ein häßlicher Zug mehr! Ich habe dich bisher noch nie im Zorn gesehen. Du bist wirklich über alle Maßen häßlich, wenn du in Wut geräth.“

Er hatte recht, und mein Zorn zerrann in nichts vor der verständigen, kühlen Fronte meines Freundes.

Da ich kein Egoist bin, so wünsche ich jedem meiner Leser (und auch Leserinnen) einen gleichen — und dieser Wunsch ist leicht zu erfüllen; mein Freund wird nämlich Freund von jedermann, wenn und sobald jedermann nur ernstlich will. Er (nämlich der Freund) zeigt gegen jedermann denselben Freimut, und es ist nicht sein Fehler, wenn einige an diesem Freimut sich stoßen, statt ihm dafür zu danken. Vor vielen Klippen wären alle bewahrt, wenn sie auf ihn hören wollten!

Dem Emporkömmling und Prozen, der sich mit seinen Pferden und Wagen, seinen Basen und Brunkfachen preizt und den Vorübergehenden von der Höhe seiner Millionärvorganz herunter betrachtet, würde er sagen, daß diese Entfaltung geschmacklosen Brunkes die niedere Abkunft des Besitzers viel eher verrate als verdecke; daß Arroganz und Kleinlichkeit seelenverwandt sind, und daß die, welche auf andere von oben herab sehen, gewöhnlich dieselben sind, welche von unten heraufgekommen sind.

Dem Gecken, der auf der Suche nach Modetheorien aus ist, würde er sagen, daß er nicht nötig

habe, den Berg des Lächerlichen zu besteigen, weil der Berg von selber zu ihm kommen werde.

Dem Greis, der viel zu spät an eine Verbindung fürs Leben denkt, würde er zu verstehen geben, daß man nicht den Winter mit dem Lenz zusammenkoppeln kann, und daß die Furchen und Falten seiner Haut neben einem frischen rosigen Gesichtchen von zwanzig Jahren noch tiefer scheinen würden.

Dem Geizhals, der von seiner Leidenschaft verzehrt wird, würde er raten, seinen Reichtum zu genießen, um welchen herum der Tod Arm in Arm mit einem Erben schleicht.

Ah! er würde noch viel anderes sagen, wenn man ihm nur glauben wollte, meinem Freund!

Zum Schluß will ich euch noch einmal dazu auffordern, und zwar mit Hinweis auf zwei seiner schätzenswertesten Eigenschaften, die ich oben bei der Aufzählung vergessen habe:

Man kommt niemals in den Fall, ihm seine Zechen zu bezahlen oder Geschenke zu machen, und zweitens, ihm Geld vorzustrecken.

Wer daran zweifelt, dem schwöre ich einen heiligen Eid, daß ich binnen zehn Jahren bloße drei Franken, keinen Centime mehr, für ihn ausgegeben habe.

„Aber wer ist er denn?“

„Mein Wunderexemplar von einem Freund? Auf-

gepaßt! Es ist — mein Spiegel, vor dem ich mir den Bart rasiere!“



Der neugierige Doniſt.

Herr, gieb ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm! Herr, laſſe ihn ruhen in Frieden!“

„Amen,“ ſchreit der kleine, rothaarige Miniſtrant aus erleichtertem Herzen, läßt den Deckel des meſſingenen Weihrauchteſſels herunterraſſeln und ſchreitet dann eilig an der Seite des greiſen Pfarrers hinaus aus dem Friedhof.

Der Simpel-Sampel Schneider, der jetzt in ſeinem ſchlichten, tannenen Sarge in der offenen Grube liegt, war zwar ein kreuzbraver Menſch, aber eine ſo lange Grabrede hätte er doch nicht gebraucht. Nach der Meinung des kleinen, ungeduldigen Miniſtranten nämlich, der froh iſt, bald wieder den ſchwarzen Rock und das Chorhemd mit ſeinen kurzen Hoſen und ſeinem geſtickten Werktagskittel vertauſchen zu können, um damit durch die Wälder und Wieſen zu ſtreifen, anſtatt droben im Dorfſriedhof Menſchen begraben zu müſſen und das Weinen und Schluchzen anzu-

hören, das die lange und rührende Rede des Herrn Pfarrers so reichlich hervorgerufen hatte.

Einer um den andern der Leidtragenden tritt jetzt an das offene Grab heran, die üblichen drei Schaufeln Erde auf den in der Tiefe sichtbaren Sarg zu werfen.

Dann noch einige Vaterunser zu Ehren und zum Troste der abgehenden Seele des verstorbenen christlichen Mitbruders, und mehr und mehr leert sich der kleine Friedhof, bis zuletzt nur noch zwei steinalte Mütterchen beisammenstehen.

„Ja, red'n kann er, unser Herr Pfarrer, guat red'n, dös muas ma sag'n. Und heunt scho gar, mein Jesses, is dös a wunderschöne Grabred g'wen. Schad, daß er 's nimma hör'n hat könn, der Simpel-Sampel Schneider, hätt'n a g'reut und vielleicht hat er's selba gar net g'wußt, was für an gottg'fällig'n Lebenswandel er g'führt hat. Na, wern eahn schon jetzt entgeg'n komma, d' Engerln mit Lilienstengln und Halleluja singa.“ Dann gehen auch die beiden alten Weiblein thalabwärts und einsam und still liegt der kleine Bergfriedhof wieder im Abendsonnenscheine. Nach einer Weile kommt der Totengräber und macht sich daran, das Grab zuzuschaukeln. Der Simpel-Sampel Schneider ist trotz seiner Bravheit und Biederkeit doch nur ein armer Teufel gewesen, an ein Trinkgeld war also nicht zu denken.

Deshalb seufzte auch der Totengräber bei jedem Spatenstich ärgerlich auf: „Liaber Gott, wann nur grad so bettelarme Leut gar net sterb'n thaten. . . daß d' do toan Arbeit net hättst damit, war viel besser dann. . .“

Da regte sich etwas hinter einem wilden Rosenbusch, gleich neben dem nächsten Totenkreuz.

Erstaunt blickte der Totengräber auf.

„Ja, was is denn dös, Donisl, was stachst denn du da rum, alter Haderlump?“

Der Donisl richtete sich vom Boden auf. Er wischte sich mit der schwieligen, braunen Hand einige Male über die Augen, schneuzte sich kräftig und wollte fortgehen.

Der Totengräber aber hielt ihn am Ärmel seines alten Lodenjankers fest.

„Ja, was treibst denn, alter Narr, i glaub' glei, du flennst. . . scham di. . . an alter Holz knecht wie du.“

Der Donisl aber schluchzt auf.

„Der arme, guate Simpel-Sampel Schneider, gar so viel derbarma thuat er mi halt.“

„Sterb'n müas'n mir ja alli,“ sagte der Totengräber, „da muas't di du a trösten damit.“

Und der Donisl darauf: „'s leicht g'sagt, freili wohl, dös Sterb'n war ja schon recht, wannst nur a a sölkene schöne Grabred' kunnst kriag'n, wie der da drunt'n heunt.“

Der Totengräber schaukelte weiter und gab keine Antwort mehr, so eine Rede war ihm offenbar zu dumm. Der Donisl aber trat den Heimweg an, und während er so thalabwärts schritt, beschäftigte er

sich in Gedanken immer noch mit der schönen Grabrede, die er gehört hatte. Fast neidig war er dem Toten um alles Lob und alle Ehrung, die er empfangen hatte.

Freilich, ein braver Mensch war er ja gewesen, der Schneider, fleißig und sparsam und nüchtern.

Namentlich die letztere Eigenschaft erregte stets die Bewunderung des Donisl, der seinen kargen Holzfnechtlohn meistens schon am Samstag abend durch die Gurgel zu jagen pflegte, Sonntags seinen Ranfch ausschließ und am Montag dann mit leeren Taschen und wüstem Schädel wieder die Arbeit begann. Sonst aber besaß er keine schlechten Eigenschaften, der Donisl, im Gegenteil, er war ordentlich hoffärtig auf seine Bravheit. Und plötzlich kam ihm der Gedanke: „Was wern d' Leut erst sag'n, wann du stirbst! Dös Jammern, dös Lob'n, dös Bet'n, wann i's nur grad hör'n kunn! Und die schöne Madln nacha, dös Woana, dös Klag'n: der guate, brave, liabe Donisl, wann er nur grad wieda lebat und sofort. . .“

Der Donisl schmunzelte geschmeichelt bei dieser Vorstellung.

„Was kann's denn Schöneres geb'n als den Tod! Wenn d' Leut von einem red'n, einem lob'n, singen und bet'n und mit Weihbrunna bespritz'n. Nur schad, daß ma's net hört und selba nimma siecht. Ordentlich neugierig kunnst ma sein auf seine eigene Grabred'.“

Inzwischen war er ins Dorf gelangt, und beim ersten Wirtshauschild besinnt sich der Donisl, daß es nun Zeit wäre, sich die Todesgedanken aus dem Kopf zu schlagen. Er geht deshalb in die Wirtsstube, und bestellt sich eine Maß, auf daß die Trauer um den Verstorbenen sich wieder in Lebensfreude verwandeln möge.

Als Donisl endlich die Wirtschaft verließ und den Heimweg antrat, war er sehr lustig und guter Dinge. Er summite den Vers vor sich hin, den die Biertrinker vom Wasser singen:

„Es is halt so dünn, so dünn
Es is halt nix drin, nix drin. . .“

Dabei torkelte er ganz gewaltig hin und her und war froh, als die Häuser des Dorfes ein Ende hatten und der weiche Feldweg begann, an dessen Ende sein armieliges Hüttlein lag.

Es war eine stille, schwüle Sommernacht, nur die Heimchen zirpten und vom nächtlich-dunklen Himmel flimmerten die Sternlein. Der Donisl schwankte weiter, den Rain entlang.

Er atmete schwer und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Was so a paar lumpige Maßln Bier glei so hoas' machn und so damisch,“ denkt er, fast ärgerlich, nicht noch mehr getrunken zu haben, „'s is schier gar net zum glaub'n, dös bisl Bier. . .“

Noch einige Schritte weiter stolpert der Donisl, dann läßt er sich schwer ins weiche, taunasse Gras sinken und schläft so friedlich ein, als läge er daheim in seinem Bette.

Als er wieder erwacht, steigt eben die Sonne empor. Er reißt sich verwundert die Augen aus. „Wirkli, schon wieder b'hoff'n g'wes'n und im Gras g'schlaff'n . . . scham di, Donisl, schau nur grad, daß di neamad siehcht.“

Doch diese Vorsicht scheint zu spät zu kommen, denn ganz in der Nähe vernimmt jetzt der Donisl das Lachen und die hellen Stimmen zweier Mädchen.

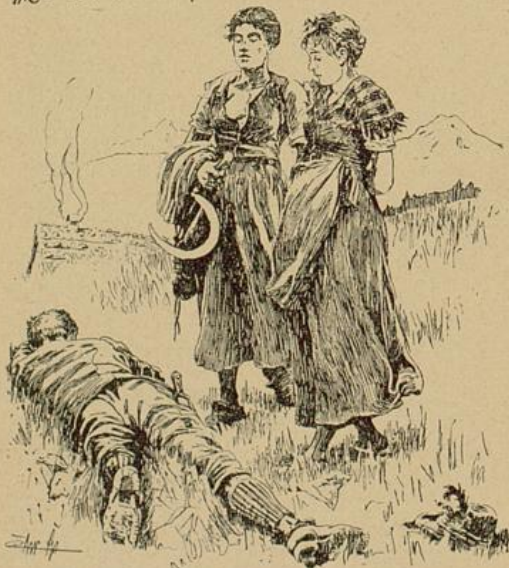
Der Klang ist ihm bekannt, das glockenhelle Stimmllein gehört der Großbauertochter, der Walbi.

Daß die grad jetzt daherkommen muß . . . Der Donisl bleibt regungslos im Graben liegen, und lacht ganz verschmüht, denn ihm ist ein ganz famoser Gedanke aufgestiegen. Er will sich tot stellen, dann erfüllt sich sein Wunsch; dann kann er ja gleich seine eigene Nachred' hören.

Die beiden Mädchen sind jetzt zur Stelle und bleiben stehen.

Der Donisl blinzelt durch die vorgehaltenen Finger nach der Walbi hin.

„Is döös aber a saubere Dirn!“



„Da schau her, Evi, da liegt oaner, i glaub', er is tot.“

Das Mäd'l war ihm schon immer ganz wahnsinnig schön vorgekommen. Erst neulich am Fronleichnamstag beim Umgang, da hatte die Walbi das kranzgeschmückte, braunlockige Köpfllein so stolz und hoch getragen wie eine Königin, so daß der Donisl sich fast gar nicht getraute, sie zu grüßen.

Aber lieb und freundlich ist die kleine, rundliche Dingin doch gewesen.

Kaum hatte sie dann den alten Holzknecht erblickt, da lachte sie ihm auch schon zu mit dem ganzen lieblichen Kindergesicht, so daß die kleinen, spitzen, schneeweißen Zähnchen zwischen den feuchten, kirschroten Lippen hervorblitzten. Ja, ein appetitliches Goshchel hatte sie, die Walbi, ein Busselr darauf könnte nicht ohne sein.

Aber auch feinetwegen ein paar blintende Zährlein über die vor Schrecken und Mitleid ganz verblaßten, weichen Wänglein herunterrieseln zu sehen, müßte eine ebenso große Lust sein.

Dem Donisl, der da wie tot im Gras lag, rinnt ein wonniger Schauer durch den alten Leib, denn jetzt eben hat sich das schöne Dirndlein tief niedergeneigt zu ihm. Jetzt kommt's . . . das Jammern, das Klagen, das herzbrechende Mitleid.

Die Walbi aber sagt zu ihrer Begleiterin: „Da schau her, Evi, da liegt oaner, i glaub', er is tot . . . thuat si nimmer rühr'n und reg'n.“

Und die Stalldirn giebt zur Antwort: „Der Donisl is's . . . der Holzknecht vom Schoanbachwald, den hat g'wisß der Schlag troff'n.“

Die schöne Walbi weicht mit einer Gebärde des Abscheus zurück.

„Der Donisl . . . du, den lass'n ma lieg'n, guat, daß er tot is, is eh nix nutz g'wen, der Loder, der versoffene . . .“

Und dann nehmen die Mädchen die Sichel wieder auf und gehen das Gras für die Kuh zu mähen.

Der Donisl aber ist mit einem Sprung auf den Füßen: „Höllsakra . . . Plunzenstern . . . aber so was! Dösmal bist schön eingang'n. Jetzt pressiert's ma aber a nimmer so mit'm Sterb'n.“

Das Trinken hat sich der Donisl zwar auch in Zukunft nicht abgewöhnt, aber eines thut er nimmer, er ist nicht mehr neugierig auf seine eigene Grabrede, denkt auch nie mehr darüber nach, wie sie wohl lauten könnte.

Ein weiser Richterspruch.

Auf dem Markt von Bagdad hatte Ben Jussuf eine Henne gekauft. Da traf er seinen Nachbarn Ben Achmed, der soeben zwanzig frische Eier erworben hatte. Sie wurden einig darüber, daß sie besagte Henne auf besagte Eier setzen wollten, damit diese die Eier ausbrüte; die Küchlein aber sollten halb und halb geteilt werden. Nun wollte es Allah, daß nicht etwa zwanzig, sondern nur dreizehn Küchlein das Licht der Welt erblickten, worauf sich ein arger Streit um das dreizehnte Küchlein erhob; jeder meinte, den größeren Anspruch darauf zu haben; Ben Achmed, weil es doch sein Ei gewesen, aus dem das Küchlein gekrochen; Ben Jussuf, weil es doch seine Henne war, die dem Ei erst Leben gegeben.

Da sie gar nicht einig werden konnten, so nahmen sie die Henne samt den Küchlein und liefen zum Kadi.

Der weise Richter hörte die Parteien ruhig an; dann gebot er seinen Dienern, die Henne mit all ihren Küchlein zu nehmen und weg in seinen Hof zu tragen. Seinen Schergen aber befahl er, die beiden zu ergreifen und einem jeden fünfundzwanzig wohl ausgeholte Schläge auf die Fußsohlen zu geben. Entsetzt schauten die beiden Streitthäne den Richter und einander an; der Richter aber sprach: „Das ist die Strafe für die, die so unnütze Prozesse machen und immer gleich zum Kadi laufen.“